

Die Kammer der begrabenen Hoffnungen

Im dramaturgischen Bureau eines Theaters / 650 Stücke werden pro Jahr eingereicht Ungebetene Dauergäste / Die Schmuser und die Frechen

Karl Heine, der ehemalige Leiter des Ibsentheaters, erzählte, als er noch lebte, folgende Anekdote: Als er noch Direktor in Frankfurt a. M. war, wurde ihm ein Stück eingereicht. Es wurde in einer geheimen Kammer zu den tausenden anderen Stücken versammelt, die hier ihrer Auferstehung harrten. Eines Tages aber kam ein Brief des Autors, der die Theaterleitung der schwersten Indiskretion beschuldigte und die berühmte Entschädigung verlangte. In der „Jugend“ sei eine Novelle erschienen, die nur als schlesischer Stoff behaupte — wie sein Drama, und sein Stück sei nur in Frankfurt bekannt; hier müsse also auch der Diebstahl geschehen sein. Heine antwortete: „Ich kann es beschwören, niemand kennt ihr Stück, niemand hat je hineingeschaut!“

In jedem Theater gibt es solch eine Geheimkammer, in der auf Regalen die eingereichten Stücke endlos aufgestapelt werden und allmählich zu Altpapier vermodern. Auf dem Tische liegt ein großes Buch, dick wie der Höllezwang; in dieses werden die Einzinge eingetragen, bevor sie auf die Borde kommen. Manchmal verliert auch ein Stück wieder den Raum, wenn der Autor kategorisch die Rücksendung verlangt oder die Bretter zu voll werden. Aber keiner liest eines dieser eingesamleten Stücke; wer hoch sich denn die Mir schreibt, der Dramaturg sei der Mann beim Theater, der überhaupt keine Stücke lese.

Das ist nun nicht wahr. Der Dramaturg liest schon Stücke, aber nur nicht die der obligaten Eingänge. Was er liest, kommt auf anderen Wegen zu ihm: durch die Bühnenvertriebe oder durch die Empfehlung gewichtiger Leute; denn kein Talent bleibt im Dunkeln. Als ich seinerzeit beim Theater war, suchte man Genies, und eine Kommission von zehn Mann stürzte sich auf den Einlauf. Ein Jahr lang lasen wir alle Stücke, die kamen; aber nicht einmal ein T-lebendes wurde gefunden. Das Resultat war gleich Null. Das genügt, um auch den Mutigsten mutlos zu machen, und im nächsten Jahr hatten wir alle etwas anderes zu tun, als verborgene Veilchen zu suchen.

Das dramaturgische Bureau ist die Stätte der enttäuschten Hoffnungen. Da läuft einer Wochen umher und verkündet allen Bekannten: „Ich habe da und da ein Stück liegen.“ Hat er viel Phantasie und starkes Gellungsbedürfnis, erklärt er auch wohl: „Ich habe Verbindung mit Reinhardt; er wird nächsten ein Stück von mir auführen.“ Aber eines Tages wird die Hoffnung stumm. Er bekam keine Antwort, und der Mut erlahmte; oder das Manuskript kam zurück mit dem vorgedruckten Zettel, auf dem es tristreich heisst, dass eine Annahme „zurzeit“ unmöglich sei. Diese Leute behandeln das Theater als literarische Prüfungsanstalt, und sie glauben natürlich alle, den grossen Wurf getan zu haben. Die Gleichgültigkeit gegen den Einlauf erklärt sich, wenn man erst seine Fülle zu übersehen vermag. Bei der Kühn, zu der ich im Angestelltenverhältnis stand, waren in zwanzig Jahren 13 000 Manuskripte eingegangen; das sind 650 Stück pro Jahr. Dehnt man dieses Verhältnis auf die übrigen Theater aus, so kann man wohl sagen, dass jeder fünfte Mann in Deutschland ein „Dramatiker“ ist oder die Ambition hat, ein Dramatiker zu sein. Anfangs ist wohl jeder Dramaturg dem Eingang gegenüber optimistisch, und er möchte den neuen Shakespeare finden. Aber das verliert sich, und er wird gefühllos gegen die Dramen wie ein Arzt gegen Krankheiten.

Einmal wollte ich eine Statistik aufnehmen über Alter der Leute, die die Stücke verfasst haben; es wäre sehr lehrreich

gewesen. Jedenfalls ist kein Beruf von der Anstoeckung durch die dramatische Krankheit ausgeschlossen, weder der Gymnasiast, noch der Professor, weder die Arbeiterfrau noch der Kaufmann. Einmal, da ich eben mit meiner Tätigkeit begonnen hatte, verlangte einer sein Stück zurück; da mich der Zufall in die Nähe der angegebenen Wohnung führte, nahm ich das Manuskript unter den Arm, um es seinen Eigentümer auf dem schnellsten Wege zurückzusenden. Ich fand den Mann nach einigem Suchen als Gehilfen in einem Friseurladen. Ein andermal kam ein Drama „Wilhelm II.“. Die Verfasserin war eine Arbeiterfrau aus Westfalen. Sie hatte ausserdem das in ihrer Heimat angeblich so verbreitete „Zweite Gesicht“; denn sie schrieb, dass sie das Stück im „medialen Zustand“ empfangen habe. Reizend waren die eingestauten Kostümbilder, unter anderen die Kaiserin im rüschelbesetzten, streng bürgerlich geschlossenen Kleid. Ein Arbeiter, der im Jungesellenheim in Moabit wohnte, hatte ein Kriegs-drama in Versen. „Himmel und Hölle,“ eingeschickt. Auf dem Schlachtfeld von Cambrai trafen die himmlischen und höllischen Heerscharren in blutiger Schlacht zum entscheidenden Ringen um den Besitz der Welt aufeinander. Nach ein paar Wochen verlangte der Autor, der inzwischen in den Lungenheilstätten Beilitz gelandet war, sein Opus zurück; er müsse an ein Hindenburg schicken, um noch Einiges über Tannen-berg zu erfahren. O göttliches Licht der Inspiration! O herrliche Naivität der Stückeschreiber!

Wie alle Berufs-schichten verirren sind, so auch in den Werken alle Schichten der Weltgeschichte von Gilgamesch und Echnaton bis Ludendorff, Lenin und Strösemann, und kein Winkelproblem des modernen Lebens wird ausgelassen. Das Entzückende aber sind die Begleitbriefe, die den Manuskripten einliegen. Ein junges Mädchen aus der Eifel sendet das Stück ihres Bräutigams, eines angehenden Philologen, und sie erzählt ihren Lebensroman: der nette junge Mann brauchte Geld zum Studium, und er müsse sich einer Begüterten zuwenden, wenn die Aufführung seines Werkes nicht Hilfe bringe. Einer hat in „forlaufenden Versen“ ein Stück mit politischen Ideen geschickt, und ein ehemaliger Ministerpräsident hatte auf das Manuskript die Worte gesetzt: „Im Interesse eines dauernden Völkerfriedens wünsche ich diesem Werk, das geeignet ist, die Völker mit hohen Idealen zu erfüllen, einen weltverbreiteten Erfolg.“ Am besten gefiel mir jedoch jener Mann, der sein Lustspiel einen „ungeschlachteten Reinen“ nannte, von wegbahrender Bedeutung der „Minna von Barnhelm“, der von den vier grossen S-Dramatikern redete, womit er Sophokles, Shakespeare, Schiller und sich selber meinte, von der Mystik der beiden Mondhälften, die im lateinischen S zur Erscheinung komme, und der versicherte, dass er „die starke Gewissheit innerlich erlebt habe, dass er inspiriert werde, in den gebundenen Strahlen des Pentagramms schaffe, unter magischen Einwirkungen des ab- und zunehmenden Mondes.“ Natürlich verlor er auch den grossen

Magier unter den Regisseuren für die Inszenierung seines Stückes!

Manchmal kommen auch die Dichter persönlich. Fast bescheiden und ängstlich tun sie im Anfang. Aber das verliert sich, und wenn man ihnen unverhohlen die Wahrheit über ihre dramatische Produktion sagt, regt sich der Grössenwahn des Genies, und man bekommt sehr artige Grobheiten zu hören. Einer aber sagte sich von vornherein: „Nur die Lumpe sind bescheiden.“ Wie ein Gott aus der Wolke stand er eines Tages da. Er stellte sich nicht vor, weigerte sich überhaupt, seinen Namen zu nennen, und fragte in einer Weise, die eigentlich keinen Widerspruch duldet, und die schon Befehl war, ob ich in einer Stunde ein Stück lesen könne. In ungarisch gefärbtem Deutsch erklärte er: „Heute kennen mich die Grössen in Europa; bald wird mich die Welt kennen.“ Ich bin dennoch nicht auf den Schmutz hineingefallen.

Ein Kapitel für sich sind die Dauergäste, die man nie los wird. Eine österreichische Adlige, die auf einem Gute wohl zuviel übrige Zeit hatte, schickte jeden zweiten Monat ein Drama. Einmal las ich ein paar Stücke und sandte sie mit ehrlich vornehmender Kritik zurück. Sie schrieb einen ebenso ehrlich entzweiten Brief, in dem sie von der Naseweisheit eines jungen Mannes sprach. Da ich doch schon über Vierzig war, brauchte ich mir das nicht gefallen zu lassen. Ich antwortete entsprechend; aber die Dame war ich los. Einer meiner liebsten Gäste war ein Herr B.: war ein neuer Mann bei uns eingezogen, gleich war er mit mehreren Stücken zur Stelle. Nach jedem Durchlauf kam eins seiner vergilbten Manuskripte, mit einem Brief, der uns allmählich sagte, was wir wieder versehen hätten, und wie wir uns schädigten, wenn wir nicht endlich, nach . . . zig Jahren, ihm und seiner Dichtung „sein Recht“ gäben. Er kämpfte mit Verbisserheit, und eigentlich tat mir der alte, elende Mann in seinem verfarbten Mantel von einst koketteten Zuschnitt leid. Bei seinen Einsendungen bediente er sich des berühmten Dilettantenricks, um sich zu versehen, dass die Stücke wirklich gelesen worden seien; er klebte die Blätter leicht zusammen, kniffte sie ein, und was solcher Scherze mehr sind. „Sein Recht“ wurde ihm doch nicht! Nachdem ich hinter seine (nicht mit Unrecht) misstrauische Methode gekommen war, musste mein junger Mann erst jedes Stück des Herrn B. sorgfältig durchsehen, bevor es auf das Regal gestellt wurde, auf dem es schon so oft gestanden.

Manche gutherzigen Leute beschuldigen die Theater, dass sie in ihren dramaturgischen Bureaus Werke der Genies verkommen lassen, und sie weisen, um ihre Behauptung zu erhärten, auf jenes frühe Jamb-drama Gerhart Hauptmanns hin, das im Königlichen Schauspielhaus verloren ging. Ich glaube nicht an die unbekanntem Genies; eher an die nicht verstandenen. Jene Leute weisen Rede aber sollte man samt den „Dramatikern“ einige Jahre Dienst in einem dramaturgischen Bureau tun lassen; es könnte nur zu ihrem Heile sein! Peter Hamecher.

1200 Jahre alte, hölz-rne Wetterkarten

Historische Quellenkunde im Spiegel der Baumringe

Dank den Bemühungen des Astronomen an der Universität Arizona, Dr. A. Douglas, und einiger Archäologen ist es mit Unterstützung der Nationalen Geographischen Gesellschaft gelungen, eine Sammlung von über 5000 Querschnitten lebender Bäume und Baumstümpfe aus indianischen Ruinen zusammenzubringen. Durch die Entzifferung der klimatischen Aufzeichnungen, die die Bäume in ihren eigenen Ringen gemacht haben, ist es schliesslich Dr. Douglas geglückt, den hölz-ernen Kalender bis zu dem Goldenen Zeitalter der indianischen „Pueblos“ in Neu-Mexiko und Arizona rückwärts zu verfolgen. „Wir haben“, erklärt Dr. Douglas in einer amerikanischen Zeitschrift, „die Geschichte der Vereinigten Staaten für rund acht Jahrhunderte, bevor Columbus die Gestade der Neuen Welt erreichte, aufgekärt und besonders auch für unsere Südweststaaten für diese Periode eine Chronologie aufgestellt, die zuverlässiger ist, als wenn Menschenhände die bedeutsamen Ereignisse unter dem frischen Eindruck des Geschehens niedergeschrieben hätten. Wie erst die Auffindung der jetzt im Britischen Museum befindlichen Steintafel von Rosette vor hundert Jahren die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen ermöglichte, so hat die Chronologie des amerikanischen Südwestens helles Licht verbreitet. Wir kennen jetzt, natürlich in groben Umrissen, seine Entwicklung bis zurück zum Jahre 700 nach Chr., und wir besitzen in den mehr als 5000 Querschnitten der Bäume und Baumstümpfe gewissermassen eine einzigartige Sammlung unvergänglicher Wetterkarten, die das Klima des Landes während der letzten 1200 Jahre weit zuverlässiger enträtseln, als wie es uralte vergilbte Chroniken vermöchten. Denn der Baumring erfindet nicht und verlässt sich nicht aufs Hörensagen wie vielleicht so mancher alte Chronist.

Ueber das Verfahren, nach dem dieser Baumringkalender ausgearbeitet wird, berichtet Dr. Douglas folgendes. „Die Methode ist das Ergebnis langwieriger Bemühungen, die Aufzeichnungen der Bäume zu lesen und zu deuten. Wären diese Aufzeichnungen Jahr für Jahr die gleichen, so würden wir aus dem Wachstum der Baumstämme nichts mehr als ihr Alter erfahren. Aber ein Baum ist ein lebendes Wesen, und seine Nahrungsversorgung wie seine Lebensabenteuer spiegeln sich in dem Tagebuch der Ringe treulich wieder. Ein Blitzstrahl, ein Waldbrand, Insektenplage oder der Zusammenbruch eines Nachbarn hinterlassen im Leben der Bäume starke Eindrücke, die in den Ringen, ihren Tagebüchern, festgehalten sind. In den trockenen Gebieten unseres Südwestens, wo der Baumwuchs spärlich ver-treten ist und auch andere Vegetation nur kümmerlich gedeiht, ist für Menschen und Bäume der Regen das wichtigste Ereignis. Dieser Umstand hat uns bei der Bestimmung gute Dienste

geleistet; denn bestimmte Jahresfolgen sind von Baum zu Baum, von Gratschaft zu Gratschaft mühelos zu erkennen. Ursprünglich galt mein Werk allerdings nur dem Studium der Sonnenfleckenperioden. Bei meinen Untersuchungen über die Länge der einzelnen Perioden studierte ich zur Kontrolle die Bäume; denn die Veränderungen auf der Sonne beeinflussen unser Wetter, und das Wetter seinerseits beeinflusst wieder die Bäume, im trockenen Klima Arizonas genau so wie anderswo. Der Beweis für den elfjährigen Sonnenfleckenzyklus war nun an den Fichten Arizonas mühelos zu führen, und die regelmässig wiederkehrenden Perioden konnten durch die Baumringe für 500 Jahre nach-tätig mit Ausnahme einer Zwischenzeit, die vom Jahre 1650 bis 1725 reicht. Für diese 75 Jahre war an den Baumringen auch nicht die Spur eines Beweises für Perioden der Klimaschwankung zu entdecken, wie man es eigentlich hätte erwarten dürfen.“

Erst nachdem Dr. Douglas diese überraschende und befremdliche Tatsache festgestellt hatte, schrieb der inzwischen verstorbene Dr. Walter Maunder, ein hervorragender englischer Astronom, der keine Ahnung von der Entdeckung seines amerikanischen Kollegen hatte, an Douglas, auf Grund seiner Untersuchungen sei für die Zeit von 1645 bis 1715 aus der vorhandenen wissenschaftlichen Literatur der Nachweis von Perioden gesteigerter Sonnenlätigkeit nicht zu erbringen. Würden die Baumringe keine Spuren dieses Fehlens starker Fleckenmaxima während dieses Zeitraumes erkennen lassen, so müsste die ganze Baumringtheorie von Douglas auf irrigen Voraussetzungen beruhen.

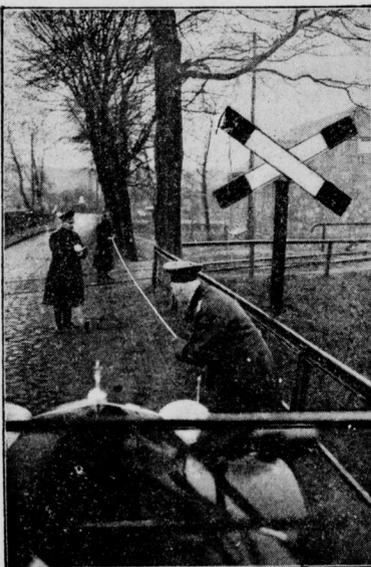
Douglas erhielt so eine unerwartete Bestätigung für die Schlüssigkeit seiner Theorie, die dahin geht, den zwischen den elfjährigen Sonnenfleckenperioden und dem Wachstum der Bäume nicht nur ein genau nachweisbarer Zusammenhang besteht, sondern dass die klimatischen Erscheinungen der miteinander wechselnden Perioden auch ihre unauslöschlichen Spuren in den Jahresringen hinterlassen.

Das Hotel des Niesens

Dem Beispiel des Deutschen Heuschnupfenvereins, der bekanntlich seinen Sitz in Helgoland hat, folgend, haben die „Heuschnupfenbesitzer der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ sich zu einem Verein zusammengeschlossen. Grosszügig, wie die Amerikaner in allem sind, haben sie beschlossen, auf dem höchsten Gipfel der Adirondacks ein riesiges Hotel zu errichten, in welchem in den Monaten Mai bis Juli nur nachweischliche Heuschnupfenbesitzer Aufnahme finden.

Auf diese Art sieht die während der Zeit der Heublüte von der übrigen Menschheit wie Aussätzige gemiedenen Heuschnupfer wenigstens unter sich und haben Gelegenheit, sich ausführlich über das Thema zu unterhalten, das zu dieser Zeit ihr einziges Interesse bildet, nämlich über den Heuschnupfen.

Der Schupo auf der Landstrasse



Der Abstand zwischen den Verkehrszeichen wird abgemessen